

# FIKTIONALE NAMEN

*Tatjana von Solodkoff*

Erscheint in N. Kompa (Hrsg.), *Handbuch Sprachphilosophie*, Springer-Verlag GmbH Deutschland, 2015

DRAFT - PLEASE CITE PUBLISHED ARTICLE

Auf den ersten Blick sind fiktionale Namen nichts Besonderes. Namen, wie ›Sherlock Holmes‹ und ›Frodo‹, scheinen dafür verwendet zu werden, um Charaktere, die in Fiktionen existieren, herauszugreifen, genauso wie gewöhnliche Namen, z. B. ›Lana Del Rey‹ und ›Barack Obama‹, verwendet werden, um Personen auszuwählen, die in der Wirklichkeit existieren. Gleichzeitig liegt es nahe, anzunehmen, dass in einer Fiktion zu existieren nicht dasselbe ist, wie in der Wirklichkeit zu existieren. Fiktive Charaktere sind genau das – fiktiv –, und es scheint, als sollten wir daraus schließen, dass sich fiktionale Namen auf nichts beziehen; sie sind also leer. Doch wenn es keinen Holmes gibt, dann gibt es ipso facto auch keinen Holmes, an den wir denken oder über den wir reden können.

Zeitgenössische Positionen in der Debatte über fiktionale Namen lassen sich in zwei Lager aufteilen: deskriptivistische und Millische Ansätze. Deskriptivisten nehmen an, dass der semantische Inhalt eines Namens synonym mit einer Kennzeichnung sei, während Millianerinnen behaupten, dass der semantische Inhalt eines Namens sein Bezugsobjekt sei. Da es sich bei diesen Ansätzen um Theorien handelt, die sich nicht auf fiktionale Namen beschränken, sondern Eigennamen generell behandeln, müssen sie sich auch Einwänden stellen, die nicht nur auf fiktionale Namen zutreffen. Dieses Kapitel konzentriert sich weniger auf die Darstellung allgemeiner Probleme, sondern auf solche, die sich besonders im Zusammenhang mit fiktionalen Namen stellen.

Zunächst sollen die deskriptivistischen Ansätze von Gottlob Frege und Bertrand Russell, anschließend der Ansatz von John Stuart Mill vorgestellt werden. Bei letzterem ist das Problem der fiktionalen Namen besonders deutlich, und Millianer haben auf unterschiedliche Weise versucht, sich der Herausforderung zu stellen. Auch die Millianer kann man grob in zwei Lager unterteilen: Diejenigen, die verneinen, dass fiktionale Namen Bezugsobjekte besitzen – die (Millschen) Anti-Referenzialisten – und diejenigen, die meinen, dass fiktionale Namen zumindest manchmal Bezugsobjekte haben – die (Millschen) Referenzialistinnen. Die Unterscheidung zwischen Deskriptivismus und Millianismus, und die zwischen Referenzialismus und Anti-Referenzialismus, sind orthogonal. Es ist im Prinzip möglich, eine referenzialistische Deskriptivistin zu sein. Da aber eine

der Hauptmotivationen dafür, Deskriptivist zu sein, die ist, annehmen zu können, dass fiktionale Namen zwar ohne Bezugsobjekte, aber dennoch sinnvoll sind, ist diese Kombination eher ungewöhnlich. Im Folgenden wird davon ausgegangen, dass der Deskriptivist ein Anti-Referenzialist ist.

## **Deskriptivistische Ansätze**

Deskriptivistische Ansätze bezüglich Eigennamen besagen, dass der semantische Inhalt eines Namens synonym, d. h. bedeutungsgleich, mit einer Kennzeichnung sei. Der semantische Inhalt von ›Lana Del Rey‹ könnte etwa durch die Kennzeichnung ›die Sängerin, die in jungen Jahren

Sozialarbeiterin war< eingefangen werden. Frege, wie auch Russell, akzeptieren Versionen des Deskriptivismus, aber ihre jeweiligen Versionen unterscheiden sich voneinander.

Frege war der Ansicht, dass gewöhnliche Eigennamen sowohl ein Bezugsobjekt, als auch einen Sinn haben. Ein Name drückt einen Sinn aus und dieser Sinn bestimmt wiederum das Bezugsobjekt des Namens. Angenommen ›Holmes‹ sei synonym mit ›der berühmte Detektiv, der in der Baker Street wohnt‹. Da es niemals eine Person gab, die diese Kennzeichnung erfüllt (hiervon gehen wir zunächst aus und wir kommen später darauf zurück), können wir auch kein Bezugsobjekt für den Namen bestimmen. Dennoch hat der Name im Rahmen des Fregeschen Ansatzes einen Sinn, und so wird deutlich, wieso wir den Satz

(S1) Holmes ist ein Detektiv,

verstehen können. Alle Satzteile drücken einen Sinn, und der Satz somit eine vollständige Proposition aus, die wir erfassen können. Da jedoch der fiktionale Name kein Bezugsobjekt besitzt, kann der Satz, so Frege, nicht wahr sein. Wie in Kürze gezeigt wird, stellt diese Skizze eine starke Vereinfachung der Fregeschen Theorie bezüglich fiktionaler Namen dar. Insbesondere gibt es eine Vielzahl von fiktionalen Sätzen, welche die Fregeanerin als wahr akzeptieren kann. Doch es ist hilfreich, zunächst die Russellsche Version des Deskriptivismus zu betrachten.

Russell stimmte mit Frege dahingehend überein, dass sich fiktionale Namen auf nichts beziehen. Russell nahm an, dass es sich bei Eigennamen grundsätzlich um versteckte Kennzeichnungen handele, die man mit Hilfe von Ausdrücken, wie ›es gibt (genau) ein‹ oder ›es existiert ein (einziges)‹, analysieren müsse. Somit ist der äußere Anschein eines Satzes, der einen Namen enthält, sehr verschieden von der Form, die dieser Satz erhält, sobald man ihn korrekt analysiert hat. Wie könnte so eine Analyse für einen fiktionalen Satz wie »Frodo ist klein« aussehen? Angenommen, ›Frodo‹ sei synonym mit ›der junge Hobbit, dem ein Ring anvertraut wurde‹, dann sähe die Russellsche Analyse des Satzes so aus: es gibt ein einziges x, so dass gilt: x ist ein junger Hobbit, dem ein Ring anvertraut wurde und x ist klein (vgl. Russell 1905). Nun wird deutlich, warum fiktionale Rede ohne Weiteres verständlich ist. Richtig interpretiert, entpuppen sich fiktionale Sätze als Existenzaussagen, die keine fiktionalen Namen enthalten und deren Satzteile wir bereits verstehen. Obwohl fiktionale Namen, Russell zufolge, keine echten Namen sind, tragen sie dennoch etwas zur ausgedrückten Proposition bei, und zwar den semantischen Inhalt eines quantifikatorischen Ausdrucks. So wird auch ersichtlich, wieso Russell meinte, fiktionale Sätze seien falsch. Was »Frodo ist klein« betrifft, so gibt es nun einmal keine Hobbits.

### **Probleme für deskriptivistische Ansätze**

Wie gezeigt wurde, verfügt die Deskriptivistin über die nötigen Ressourcen, um erklären zu können, wieso (S1) sinnvoll, aber nicht wahr ist. Doch selbst wenn fiktionale Sätze nicht wahr sind, so ist doch (S1) eindeutig akzeptabler als »Holmes ist ein Bauchtänzer«. Die Deskriptivistin sollte erklären können, weshalb das so ist. Es liegt nahe, anzunehmen, dass der erste Satz deshalb akzeptabler ist, weil den Holmes-Geschichten zufolge gilt, dass Holmes ein Detektiv ist. Der Russellianer kann diesen Satz – »Den Holmes-Geschichten zufolge gilt, dass Holmes ein Detektiv ist« – für buchstäblich wahr halten, denn selbst wenn es keinen Holmes gibt, so kann es durchaus der Fiktion zufolge wahr sein, dass es Holmes gibt. Aber kann die Fregeanerin akzeptieren, dass diese Behauptung buchstäblich wahr ist?

Ein beliebter Vorschlag ist der, dass Sätze wie (S1) implizit ein Fiktionsoperator vorangestellt sei, etwa ›den Holmes-Fiktionen zufolge gilt, dass‹ (vgl. Kühne 2007; Sainsbury 2002). Dieser Operator

ist nicht-extensional, d. h. der eingebettete Satz kann nicht gegen einen Satz ausgetauscht werden, der denselben Wahrheitswert besitzt. Was entscheidend ist, ist der Sinn des Satzes. Die Fregeanerin nimmt an, dass sich Ausdrücke innerhalb des Fiktionsoperators auf ihren eigenen Sinn beziehen. Das Bezugsobjekt von (S1),

wenn dieser Satz innerhalb des Fiktionsoperators auftaucht, ist damit die von (S1) ausgedrückte Proposition. Die Fregeanerin kann so erklären, wieso es buchstäblich wahr ist, dass der Fiktion zufolge gilt, dass Holmes ein Detektiv ist: die Proposition, dass Holmes ein Detektiv ist, ist der Fiktion zufolge wahr.

Auch wenn diese Strategie attraktiv erscheint, gibt es doch eine Vielzahl von fiktionalen Sätzen, bei denen sie nicht angewendet werden kann. Der Satz »Holmes ist ein fiktiver Charakter« ist sicherlich nicht der Fiktion zufolge wahr, sondern, wenn überhaupt, nur außerhalb der Fiktion. Wie könnte die Deskriptivistin diesen Satz interpretieren? Vielleicht würde sie ihn so lesen: Es gibt eine Fiktion, derzufolge Holmes ein Charakter ist. Und vielleicht kann »Doyle hat Holmes erschaffen« als »Doyle hat die Geschichten geschrieben, denen zufolge Holmes existiert« verstanden werden (Sainsbury 2005). Das Problem ist jedoch, dass es schwierig erscheint, hierbei systematisch vorzugehen. Viele werden die deskriptivistischen Paraphrasen der ursprünglichen Sätze als *ad hoc* Lösungen betrachten.

Vielleicht fällt es nicht so schwer anzunehmen, dass Sätze wie (S1) nicht wahr sind. Trotzdem muss eine negative Existenzaussage wie

(S2) Holmes existiert nicht,

doch eine Wahrheit ausdrücken! Immerhin wird die Tatsache, dass ›Holmes‹ ein leerer Name ist, damit erklärt, dass es keinen Holmes in der Welt gibt. Aber wie können negative Existenzaussagen wahr sein, wenn sie fiktionale Namen enthalten? Frege und Russell waren beide der Ansicht, dass Existenz keine Eigenschaft von Individuen sei. Vielmehr handele es sich um eine Eigenschaft zweiter Ordnung; eine Eigenschaft, die anderen Eigenschaften zukomme. Wenn wir sagen, dass Hobbits nicht existieren, dann meinen wir, dass die Eigenschaft, ein Hobbit zu sein, nicht instanziiert ist. Und zu sagen, dass Holmes nicht existiert, hieße womöglich zu behaupten, dass die Eigenschaft, Holmes-artig zu sein, nicht instanziiert sei. Diese Eigenschaft kann mit einer kompletten Liste all jener Eigenschaften, die der fiktive Charakter gemäß der Fiktion hat, gleichgesetzt werden. Dieser Vorschlag berücksichtigt unsere Intuition, dass negative Existenzaussagen mit fiktionalen Namen wahr sind. Denn niemand hat all die Eigenschaften, die Holmes oder Frodo der jeweiligen Fiktion zufolge haben. Der deskriptivistische Teil der Lösung stellt sich jedoch als problematisch heraus.

Es gibt einen guten Grund, fiktionale Namen mit Kennzeichnungen gleichzusetzen, die sämtliche Eigenschaften auflisten, die fiktive Charaktere in Fiktionen haben. Die TV-Show *The West Wing* enthält einen Charakter namens ›Jed Bartlet‹, der Präsident der USA ist. Angenommen, ›Jed Bartlet‹ sei synonym mit ›der derzeitige Präsident der USA‹. Dies führt zu unerwünschten Ergebnissen, wenn wir »Jed Bartlet ist ein Demokrat« in Russellscher Manier analysieren. Denn es gibt einen aktuellen demokratischen Präsidenten der USA – Barack Obama –, und somit stellt sich der Satz unter Russellscher Analyse als wahr heraus, wenn er doch falsch sein müsste. Schlimmer noch, der Grund, weshalb der Satz wahr ist, hat nichts mit Bartlet oder der TV-Show zu tun.

Die Deskriptivistin ist also besser damit bedient, anzunehmen, dass der fiktionale Name synonym ist mit einer kompletten Liste aller Eigenschaften, die der fiktive Charakter gemäß der Fiktion hat

(vgl. Currie 1990). Doch dieses Vorgehen führt nicht zum erwünschten Ergebnis. Angenommen, die reale Welt enthalte zufällig tatsächlich eine Person, die all die Eigenschaften hat, die Sherlock Holmes in der Fiktion zugeschrieben werden (vgl. Donnellan 1970; Kripke 1980). Der deskriptivistische Ansatz weist dann »Holmes existiert nicht« dank des Doppelgängers als falsch aus. Aber die Rede ist sicher nicht von dieser Person, wenn wir uns über Doyles Romane unterhalten.

### **Millsche Ansätze**

Gemäß der Millschen Theorie von Eigennamen ist der semantische Inhalt eines Namens sein Bezugsobjekt. Daraus folgt, dass Namen, die daran scheitern, sich auf Gegenstände zu beziehen, keinen semantischen Inhalt haben. Die Millianer sind nun aufgefordert, weitere Ressourcen anzubieten, um der Rolle gerecht zu werden, die fiktionale Namen in unserer sprachlichen Praxis spielen. Die Anti-Referenzialisten halten daran fest, dass fiktionale Namen keine Bezugsobjekte besitzen. Doch eine beachtliche Anzahl an Millianerinnen behauptet, dass sich fiktionale Namen in manchen Kontexten auf fiktive Charaktere beziehen.

### **Probleme für den anti-referenzialistischen Millschen Ansatz**

Für Millianerinnen drücken Sätze Russellsche Propositionen aus, die (im Fall von atomaren Sätzen) aus einem Objekt und einer Eigenschaft bestehen. So enthält die von »Lana Del Rey ist eine Sängerin« ausgedrückte Proposition – <Lana Del Rey, Sängerin sein> – buchstäblich Lana Del Rey sowie die Eigenschaft, eine Sängerin zu sein. Was aber bleibt übrig, wenn das Objekt fehlt, wie das bei fiktionalen Sätzen der Fall ist? Die Standardannahme ist, dass ein solcher Satz gar keine Proposition ausdrückt (z. B. Walton 1990). Doch einige Theoretiker nehmen an, dass Sätze mit leeren Namen lückenhafte Propositionen ausdrücken (u.a Adams/Fuller/Stecker 1997; Braun 1993; Friend 2011). Wenn der Name kein Bezugsobjekt besitzt, dann bleibt die Stelle, an der das Objekt stände, leer.

Für die anti-referenzialistische Millianerin sind fiktionale Sätze nicht (vollkommen) sinnvoll, weil sie keine (lückenlose) Proposition ausdrücken. Die Herausforderung ist nun, zu erklären, wieso wir fiktionale Sätze scheinbar problemlos verstehen und voneinander unterscheiden können. So sagen wir doch mit (S1) und »Monk ist ein Detektiv« Verschiedenes. Aber für die Millianerin unterscheiden sich diese Sätze semantisch nicht voneinander, weil sie entweder beide keine oder beide dieselbe lückenhafte Proposition ausdrücken. Die Millianerin könnte in die Trickkiste des Deskriptivisten greifen und ›Holmes‹ und ›Monk‹ mit jeweils verschiedenen Kennzeichnungen assoziieren, wie etwa ›der Pfeife rauchende Detektiv, der in London lebt‹ und ›der neurotische Detektiv, der in San Francisco lebt‹. Im Gegensatz zum Deskriptivisten ist die Millianerin nicht der Ansicht, dass diese Kennzeichnungen synonym mit den fiktionalen Namen seien; vielmehr handele es sich um ein pragmatisches Phänomen (z. B. Adams/Fuller/Stecker 1997). Wenn ›Holmes‹ auch nicht den Sinn <der Pfeife rauchende Detektiv, der in London lebt> ausdrückt, so wird dieser doch durch den Sprecher kommuniziert.

Das erste Problem dieses pragmatischen Ansatzes liegt in seiner Verknüpfung mit der deskriptivistischen Idee, dass wir einem Namen eine Kennzeichnung zuordnen können. Denn es ist alles andere als offensichtlich, dass die Sprecherin, die sagt, dass Holmes ein Detektiv sei, mit ihrer Äußerung kommunizieren möchte, dass der Pfeife rauchende Detektiv, der in London lebt, ein Detektiv sei (vgl. Reimer 2001). So könnte es gut sein, dass die Sprecherin über Holmes nichts weiter weiß, als dass es sich bei ihm um einen fiktiven Detektiv handelt. Ein zweites Problem

entsteht, wenn die Vertreterin des pragmatischen Ansatzes nicht erklären kann, weshalb wir Sätze verwenden, die keine vollständigen Propositionen ausdrücken und stattdessen nur indirekt vollständige Propositionen kommunizieren. Statt (S1) zu äußern, könnten wir ebenso gut den Satz »der Pfeife rauchende Detektiv, der in London lebt, ist ein Detektiv« äußern. Eine Russellsche Analyse dieses Satzes würde ergeben, dass der Satz eine (wenn auch falsche) Proposition ausdrückt. Ein attraktiver Erklärungsansatz kommt von Kendall Walton. Beschäftigung mit Fiktionen sei grundsätzlich mit einem bestimmten Verhalten verbunden: man tut so, als ob sich die Dinge tatsächlich so verhalten, wie in der jeweiligen Fiktion beschrieben und das ganz ohne die Absicht, andere zu täuschen. Man tut so, als gäbe es Elfen oder als kämpften Zauberer gegen Mörder. Man kann dieses Verhalten als Teilnahme an einem Fiktionsspiel beschreiben, für das es angebracht, fiktionale Sätze zu äußern. Drittens könnte man sich fragen, ob der pragmatische Milliansche Ansatz nicht bloß eine umgekehrte Version des deskriptivistischen Ansatzes sei. Während die Deskriptivistin sagt, dass die Proposition ausgedrückt werde, behauptet der pragmatische Millianer, dass die Sprecherin sie kommuniziere. Die Frage ist, ob der pragmatische Ansatz tatsächlich einen theoretischen Vorteil gegenüber dem deskriptivistischen Ansatz in sich birgt (Caplan 2007).

Die anti-referenzialistische Millianerin steht vor einer weiteren, bereits bekannten Herausforderung. Da die Sätze keine vollständigen Propositionen ausdrücken, sind sie entweder falsch (Braun 1993; aber Everett 2003) oder wahrheitswertlos (Adams/Fuller/Stecker 1997; Walton 1990). Doch wie lässt sich das mit der sprachlichen Praxis vereinbaren? Die Millianerin kann sich die vorher beschriebene deskriptivistische Strategie nicht zu Nutze machen. Denn »Holmes« besitzt keinen semantischen Inhalt, was auch dann gilt, wenn der Name im Skopus von »der Holmes-Fiktion zufolge gilt, dass« erscheint. Die Herausforderung, die Wahrheit von Sätzen wie »Den Holmes-Fiktionen zufolge gilt, dass Holmes ein Detektiv ist« erklären zu können, ist damit für den Millianer auf eine Weise dringlich, auf die es für die Deskriptivistin nicht ist.

Hier gibt es zwei Möglichkeiten. Wenn »Holmes« pragmatisch mit der Kennzeichnung »der Pfeife rauchende Detektiv, der in London lebt« verknüpft wird, kann er unsere Intuition, dass es der Geschichte zufolge wahr ist, dass Holmes ein Detektiv ist, erklären. Er kann sagen, dass die Intuition von der Tatsache gestützt wird, dass es der Fiktion zufolge der Fall ist, dass der Pfeife rauchende Detektiv, der in London lebt, ein Detektiv ist. Zwar drückt der fiktionale Satz diese Proposition nicht aus, die Sprecherin kommuniziert sie aber. Eine nicht-deskriptivistische Möglichkeit wäre, sich Waltons Idee der Fiktionsspiele zu bedienen. Walton vertritt die Auffassung, dass die Sprecherin mit einer Äußerung von (S1) etwas über ihre eigene Äußerung kommuniziert, nämlich, dass (S1) zu äußern etwas Wahres im Rahmen der Spiele zu sagen bedeutet, die von den Holmes-Fiktionen nahegelegt werden. Dass der fiktionale Name hierbei auftaucht, ist nicht problematisch, denn der Name wird bloß erwähnt, nicht aber verwendet. Die Konsequenz ist auch hier, dass der fiktionale Satz zwar keine Proposition ausdrückt, die Sprecherin aber etwas Wahres kommuniziert.

Negative Existenzaussagen sind für die anti-referenzialistische Millianerin ebenfalls problematisch, weil fiktionale Sätze ihrzufolge keine (vollständigen) Propositionen ausdrücken und damit auch nicht wahr sein können. Doch sie kann auf die pragmatische Idee ausweichen. Vielleicht kommuniziert eine Sprecherin mit (S2), dass es keinen Pfeife rauchenden Detektiv gibt, der in London wohnt (vgl. Adams/Fuller/Stecker 1997). Diese Annahme steht allerdings vor dem Problem des möglichen zufälligen Doppelgängers. Alternativ könnte man meinen, dass negative Existenzaussagen verwendet werden, um zu signalisieren, dass sprachlichen Praktiken rund um fiktionale Namen Fiktionsspiele involvieren (Walton 1990). Sprecher kommunizieren, diesem

Ansatz zufolge, also etwas Wahres, wenn sie (S2) äußern. Nämlich, dass Verwendungen von ›Holmes‹ Fiktionsspiele involvieren. Neben dem Anschein einer ad hoc Lösung, kämpft dieser Vorschlag auch mit dem Problem, dass es nicht offensichtlich ist, dass Sprecher sich auf ein Spiel einlassen, wenn sie (S2) äußern. Es scheint ihnen ernst zu sein. Zumal ihre Aussage eine über die Beschaffenheit der Welt zu sein scheint, nicht über ihre eigenen spielerischen Aktivitäten. Eine dritte Möglichkeit ist, dass mit negativen Existenzaussagen metasprachliche Behauptungen aufgestellt werden. Dieser Auffassung zufolge wird mit (S2) soviel behauptet wie »der Name ›Holmes‹ referiert nicht«. Doch auch diese Option hat mit Problemen zu kämpfen (vgl. Kripke 1980): Erstens weist auch sie negative Existenzaussagen als Behauptungen über Sprache aus, wenn Sprecher doch allem Anschein nach etwas über die Welt sagen. Und zweitens impliziert sie, dass wir mit »Voldemort existiert nicht« und »Tom Riddle existiert nicht« verschiedene Behauptungen aufstellen, wenn wir doch von demselben Charakter sprechen.

### **Probleme für den referenzialistischen Millianer**

Die Schwierigkeiten bei der Interpretation der sprachlichen Daten haben einige Philosophinnen und Philosophen in der zeitgenössischen Debatte dazu veranlasst, anzunehmen, dass fiktionale Namen letztlich doch Bezugsobjekte besitzen. Die populärste Ansicht ist die, dass die Bezugsobjekte von fiktionalen Namen abstrakte Entitäten sind, die von Autoren erschaffen wurden (van Inwagen 1977; Kripke 2013; Salmon 1998; Thomasson 1999, 2003). Der referenzialistische Millianer, der diesen Ansatz akzeptiert, kann erklären, warum (S1) sinnvoll ist, denn der fiktionale Name hat ein Bezugsobjekt, und der Satz drückt eine vollständige Proposition aus. Aber welche ist das?

Zunächst könnte man meinen, es handle sich um eine Kombination aus dem fiktiven Charakter und der Eigenschaft, ein Detektiv zu sein. Und auch wenn dieser Satz falsch ist, so ist <Holmes, ein Detektiv sein> der Fiktion zufolge wahr. Alternativ kann sich die Millianerin auch fiktionalisierter Prädikate, wie ›ein Detektiv einer Fiktion zufolge sein‹, bedienen und so behaupten, dass die Proposition <Holmes, einer Fiktion zufolge ein Detektiv sein> buchstäblich wahr sei. Der referenzialistische Millianer könnte aber auch darauf bestehen, dass die Kopula mehrdeutig sei. Sie kann zum einen ausdrücken, dass ein Charakter eine Eigenschaft exemplifiziert (eine Romanfigur zu sein) und zum anderen, dass ihm eine Eigenschaft (in einer Fiktion) zugeschrieben wird (van Inwagen 1977). Problematisch an allen diesen Lösungen ist die ihnen anhaftende scheinbare Implikation, dass Fiktionen abstrakten Entitäten Eigenschaften zuschreiben, die nur konkrete Objekte besitzen können, etwa die, ein Detektiv zu sein.

Negative Existenzaussagen fordern die referenzialistische Millianerin besonders heraus. Einerseits scheinen Sätze wie (S2) offensichtlich wahr zu sein. Andererseits behauptet sie, dass Holmes – als fiktiver Charakter – existiert. In der Literatur finden wir verschiedene Strategien, um die scheinbare Spannung aufzulösen. Fraglich ist, ob diese Vorschläge pragmatisch oder semantisch interpretiert werden sollten. Wenn es sich um pragmatische Lösungsansätze handelt, gelten auch hier die Einwände, die bereits gegen den pragmatischen anti-referenzialistischen Millianer erhoben wurden.

Man könnte meinen, dass (S2) nichts anderes bedeutet als zu sagen, dass es keinen Gegenstand gebe, der alle Eigenschaften besitzt, die Holmes in der Fiktion zugeschrieben werden (van Inwagen 1977). Aber dieser Vorschlag ist ebenfalls vom Problem des zufälligen Doppelgängers betroffen. Eine zweite Möglichkeit besteht in der Annahme, dass negative Existenzaussagen verneinen, dass es sich bei dem Gegenstand um die Art von Gegenstand handle, welcher er der Fiktion zufolge ist.

Wer sagt, dass Holmes nicht existiert, meint, dass es keine solche Person gibt, die identisch mit (der Romanfigur) Holmes ist (Thomasson 1999). Das Hauptproblem bei diesem Vorschlag ist, dass er ein falsches Ergebnis liefert, wenn die fiktive Figur auch der Fiktion zufolge fiktiv ist, wie Itchy in The Simpsons. Da er sowohl innerhalb als auch außerhalb der Fiktion ein fiktiver Charakter ist, weist der gegenwärtige Vorschlag »Itchy existiert nicht« als falsch aus (vgl. Everett 2007; aber von Solodkoff 2014). Saul Kripke schlägt vor, dass (S2) mehrdeutig sei, zwischen einer falschen Lesart, bei der ›Holmes‹ auf einen fiktiven Charakter referiert und einer wahren Lesart, wenn mit ›Holmes‹ die Bezugnahme auf einen Pfeife rauchenden Detektiv missglückt (Kripke 2013). Aber wenn ›Holmes‹ ohne semantischen Inhalt ist, ist dann der Satz »Holmes existiert«, genauso wie seine Negation, nicht ebenso sinnlos? Kripkes Antwort lautet, dass die Verneinung von Holmes Existenz als die Negation, dass es eine wahre Proposition gibt, dass Holmes existiert, zu verstehen ist. Aber es ist schwer ersichtlich, wie dieser Vorschlag helfen soll. Denn wenn ›Holmes‹ ohne semantischen Inhalt ist, ist es ›die Proposition, dass Holmes existiert‹ ebenfalls. Ein weiterer Vorschlag von Amie Thomasson sieht vor, negative Existenzaussagen als Hinweise darauf zu verstehen, dass Nutzer des Namens in der Vergangenheit fälschlicherweise dachten, dass die Nutzungskette des Namens auf eine Taufe zurückreicht, statt zum Werk einer Autorin (Thomasson 2003). Aber es ist fraglich, ob (S2) nur verwendet werden kann, um einen Fehler zu korrigieren. Und wie Anthony Everett anmerkt, ist nicht klar, wie Thomasson behaupten kann, dass die Nutzungskette von ›Holmes‹ nicht auf eine Taufe zurückgeht, wenn sie doch annimmt, dass der Name auf einen Gegenstand referiert. Die Antwort ist, dass Thomasson, wie Kripke und weitere referenzialistische Millianer, behauptet, es gebe zwei verschiedene Verwendungen von fiktionalen Namen. Manchmal bezieht sich der Name auf eine abstrakte Figur – das ist die bezugnehmende Verwendungsweise. Andere Male ist der Name leer.

Man könnte annehmen, dass sich fiktionale Namen stets auf einen fiktiven Charakter beziehen (Salmon 1998). Doch dieser Ansatz ist problematisch. Erstens, da Doyle der Schöpfer der Romanfigur war, gab es vermutlich keinen fiktiven Charakter vor DoYLES erster Verwendung des Namens in seiner Fiktion. Es scheint also, als sei zumindest diese erste Verwendung des Namens nicht bezugnehmend. Zweitens scheint es plausibler, anzunehmen, dass Doyle nur so tat, als ob er sich auf einen realen Mann beziehen würde, als er seine Geschichten schrieb; die Verwendungsweise des Namens war quasi-bezugnehmend (vgl. Kripke 2013; Thomasson 2003). Wenn dem so ist, werden fiktionale Namen innerhalb von Fiktionen möglicherweise anders verwendet als außerhalb von Fiktionen. Während sie außerhalb von Fiktionen zur Bezugnahme auf fiktive Figuren verwendet werden, werden sie in den Fiktionen zur Bezugnahme auf reale Charaktere verwendet.

Die Annahme, dass fiktionale Namen systematisch mehrdeutig seien, erscheint zunächst unnötig komplex. Wenn die Theoretikerin bereits akzeptiert, dass es eine quasi-bezugnehmende Verwendung von fiktionalen Namen gibt, warum sollten wir nicht sagen, dass alle Verwendungen von fiktionalen Namen quasi-bezugnehmend als Teil von Fiktionsspielen sind, wie Walton annimmt? Und wenn wir annehmen, dass fiktionale Namen nie bezugnehmend verwendet werden, dann müssen wir auch keine fiktiven Charaktere postulieren. Andererseits spricht gegen die Idee, dass wir fiktionale Namen stets quasi-bezugnehmend verwenden, wie wir bereits gesehen haben, dass sie wenig plausibel ist. Vielleicht sollten wir daher in den sauren Apfel beißen und akzeptieren, dass es mehr als eine Verwendungsweise von fiktionalen Namen gibt.

Fiktionale Namen werfen eine Vielzahl philosophischer Fragen auf. Eine entscheidende Frage ist die, ob sich fiktionale Namen auf fiktive Charaktere beziehen oder ob sie leer sind. Eine andere wichtige Frage ist, ob der semantische Inhalt eines fiktionalen Namens sein Bezugsobjekt oder sein

Sinn ist. Keiner der Ansätze kann die sprachlichen Daten problemlos erklären. Während die jeweiligen Ansätze einige sprachliche Intuitionen bezüglich fiktionaler Namen gut zu erklären vermögen, gelingt ihnen das nur auf Kosten der Erklärbarkeit anderer Intuitionen. Vielleicht sollte man daraus schließen, dass Intuitionen in Bezug auf fiktionale Rede nicht widerspruchsfrei sind. Sollte dem so sein, dann wird kein plausibler Ansatz zu fiktionalen Namen den sprachlichen Intuitionen vollkommen gerecht.

## Literatur

Adams, Fred/Fuller, Gary/Stecker, Robert: The Semantics of Fictional Names. In: *Pacific Philosophical Quarterly* 78, 2 (1997), 128–148.

Braun, David: Empty Names. In: *Noûs* 27/4(1993), 449– 469.

Caplan, Ben: Millian Descriptivism. In: *Philosophical Studies* 133/2 (2007), 181–198.

Currie, Gregory: *The Nature of Fiction*. Cambridge 1990.

Donnellan, Keith: Proper Names and Identifying Descriptions. In: *Synthese* 21/3–4 (1970), 335–358.

Dummett, Michael: *Frege: Philosophy of Language*. Cambridge, Mass. 1973.

Everett, Anthony: Empty Names and ›Gappy‹ Propositions. In: *Philosophical Studies* 116/1, (2003), 1–36.

–: Pretense, Existence, and Fictional Objects. In: *Philosophy and Phenomenological Research* 74/1 (2007), 56–80.

Friend, Stacie: The Great Beetle Debate: A Study in Imagining with Names. In: *Philosophical Studies* 153/2 (2011), 183–211.

Inwagen, Peter van: Creatures of Fiction. In: *American Philosophical Quarterly* 14/4 (1977), 299–308.

Kripke, Saul: *Naming and Necessity*. Cambridge, Mass. 1980.

–: Reference and Existence. *The John Locke Lectures*. Oxford 2013.

Künne, Wolfgang: *Abstrakte Gegenstände. Semantik und Ontologie*. Frankfurt a. M. 2007.

Reimer, Marga: The Problem of Empty Names. In: *Australasian Journal of Philosophy* 79/4 (2001), 491–506.

Russell, Bertrand: On Denoting. In: *Mind* 14/56 (1905), 479–493.

Sainsbury, Mark: *Departing From Frege: Essays in the Philosophy of Language*. London 2002.

–: *Reference Without Referents*. Oxford 2005.

Salmon, Nathan: Nonexistence. In: *Noûs* 32/3 (1998), 277– 293

Solodkoff, Tatjana von: Fictional Realism and Negative Existentials. In: Manuel García-Carpintero/ Genoveva Martí (Hg.): *Thinking and Talking about Nothing*. Oxford 2014.

Thomasson, Amie: *Fiction and Metaphysics*. Cambridge 1999.

–: Speaking of Fictional Characters. In: *Dialectica* 57, 2 (2003), 205–223.

Walton, Kendall: *Mimesis as Make-Believe: On the Foundations of the Representational Arts*. Cambridge, Mass. 1990.